

Robert Seyfert

Beziehungsweisen

Elemente einer relationalen Soziologie

280 Seiten · broschiert · € 39,90
ISBN 978-3-95832-189-2

© Velbrück Wissenschaft 2019

I. Einleitende Bemerkungen

»Wir verwerfen daher auch jede allzu mühelose Art des Denkens, wir empfehlen eine gewisse ernste und schwere Gedankenarbeit. Über alles schätzen wir die Anstrengung.«

Henri Bergson (1985a: 106)

Das Buch geht aus einem Unbehagen an der Soziologie hervor. Dieses Unbehagen bezieht sich auf den Umstand, dass in dieser Wissenschaft – willentlich und unwissentlich – zu viel weggelassen wird. Und so geht es in diesem Buch um den Versuch der Entwicklung einer Soziologie, die weniger weglässt.

Es handelt sich bei diesem Unbehagen um eine zutiefst soziologische Sorge um die Soziologie, nicht um eine Kritik an der Soziologie, die von außen kommt und die sich beispielsweise häufig als Widerwillen gegen soziologische Abstraktionen und Verallgemeinerungen äußert, die immer auch Autonomieansprüche in Frage stellen und damit eine psychologische Zumutung für das Individuum darstellen können (Nordalm 2018). Es geht also nicht um die Fürsprache einer individualistischen Illusion, nicht um einen Schutz der individuellen *Existenzweisen*¹, sondern um *soziale Beziehungen* und *Beziehungsweisen*.

1 Zu den Existenzweisen von Bruno Latour siehe ausführlicher Fußnote 8.

Das Buch ist eine Fürsprache und Analyse der Vielfalt sozialer Beziehungen, sozialer *Beziehungsweisen*, die in der Soziologie allzu reduziert erscheinen. Die Notwendigkeit der dabei vorgeschlagenen Abstraktionshöhe ergibt sich aus dem Problem der in der Soziologie gängigen Engführungen. In ihrer aktuellen Form gestatten soziologische Ansätze häufig nur die Beobachtung sehr spezieller Formen sozialer Beziehungen (nutzenmaximierende, antagonistische, (inter-)aktive, kommunikative etc.). Genau genommen hat man es hier mit speziellen Soziologien zu tun, die mit Universalisierungsansprüchen auftreten. Demgegenüber muss die der Soziologie zugrundeliegende Theorie abstrakt genug sein, um eine möglichst große Vielzahl sozialer Beziehungen berücksichtigen zu können. Nur dann wird eine möglichst umfangreiche Berücksichtigung empirischer Phänomene möglich. Das ist der Grund, warum in dieser Arbeit empirische Analysen sozialer Beziehungen in totemistischen Gesellschaften (Kapitel 12) völlig selbstverständlich neben Untersuchungen hochartifizierter soziotechnischer Beziehungen im automatisierten Börsenhandel stehen können (Kapitel 13).

Eine relationale Soziologie muss nun der Vielfalt sozialer Beziehungen in theoretischer, methodischer und empirischer Hinsicht gerecht werden. Die folgenden Kapitel machen dazu eine Reihe von Vorschlägen, die so entfaltet sind, dass sie existierende soziologische Ansätze um bislang gar nicht berücksichtigte oder nur abseitig behandelte Elemente ergänzen. Der Vollständigkeit halber werden sie an exemplarischen Fallstudien illustriert.

Der theoretische Teil ist mit theoriebildendem Interesse geschrieben. Theoriehistorisch vergleichend geht es um die Entwicklung und Durchführung einer möglichst abstrakten Theorie sozialer Beziehungen. Die zugrundeliegende relationale Soziologie ist eine Affektsoziologie, die die von Gilles Deleuze und Félix Guattari aktualisierte spinozistische Affektenlehre konsequent für die Soziologie fruchtbar macht. Sie steht im Kontrast zu verschiedenen dominanten soziologischen Konzepten: So steht sie beispielsweise im Kontrast zum aktivistischen Bias, zum Phantasma des *homo faber*², des Sozialität herstellenden Menschen; sie steht im Kontrast zu der Vorstellung einer Herstellung von Sozialität in *Interaktionen* und Kommunikationen; und im Kontrast zur Reduzierung von Sozialität auf symbolische und semantische Beziehungen; ebenso wie sie im Kontrast zu reduktionistischen Vorstellungen sozialer Beziehungen (nutzenmaximierend, kapitalmaximierend, antagonistisch etc.) steht. Die Theorie setzt sich aus zentralen – kontrastiven – Schlüsselbegriffen zusammen. Diese beziehen sich auf eine Reihe von Konzepten

2 Im Folgenden bezieht sich die Verwendung geschlechtsspezifischer Formulierungen immer auch auf alle anderen denkbaren geschlechtlichen Sprachformen.

wie soziale Immanenz, konstitutives Zwischen, abstrakte Affektbeziehungen, relational-prozessuales Werden, Interpassivität und Suspensivon. In diesem Zusammenhang entwickle ich auch eine spezifische Methode – eine *Intensitätsanalyse* (*Affektanalyse*) –, die ich illustrativ an zwei verschiedenen empirischen Fallstudien (zu heterologischen Gesellschaften sowie zum algorithmischen Börsenhandel) durchführen werde.

Bevor ich zur Entfaltung der Theorie, Methode und Analyse der Soziologie der Beziehungsweisen übergehe, möchte ich jedoch kurz mein Unbehagen an der Soziologie näher erläutern.

Zu der recht übersichtlichen und schlichten Vielfalt sozialer Beziehungen, die in der soziologischen Forschung untersucht werden, ist es geschichtlich aus verschiedenen Gründen gekommen.

Ein erster Grund ist methodologischer Art. Über diesen Grund hat bereits Adorno geschrieben: Die Schlichtheit der soziologischen Analyse begründet sich in einem *Primat der Methode*. Das gilt heute, mit der Ausdifferenzierung disziplinärer Felder und arbeitsteiliger wissenschaftlicher Forschungszweige, noch mehr als zu Zeiten Adornos. Das Primat der Methode drückt sich darin aus, den Untersuchungsgegenstand und die soziologische Fragestellung gegenüber der Forschungsmethode als zweitrangig zu behandeln. Das Primat der Methode führt die empirische Forschung dazu, »eine Sache durch ein Forschungsinstrument zu untersuchen, das durch die eigene Formulierung darüber entscheidet, was die Sache sei« (Adorno 1972: 90f.). Wie in anderen Wissenschaften auch, erfordert die Aneignung einer spezifischen soziologischen Methode heute einen solch hohen Lernaufwand und eine solch aufwändige Infrastruktur, dass für die situative und spontane Aneignung anderer Methoden in ähnlicher Komplexitätshöhe weder Zeit noch Raum bleibt. Die hohen Kosten der Aneignung haben zur Konsequenz, dass einmal eingeübte Methoden einfach auf alle sozialen Phänomene unterschiedslos angewendet bzw. nur solche gesellschaftlichen Phänomene untersucht werden, die der eigenen Methode zugänglich sind. Diese wissenschaftspragmatische Pfadabhängigkeit ist dabei kein unbewusster Mechanismus, sondern den Beteiligten oft sehr wohl gegenwärtig. So werden alternative Zugänge nicht deshalb abgelehnt, weil sie unrealistisch sind, weil sie nicht zu überzeugen wissen oder weil sie wissenschaftlich widerlegt sind, sondern oft allein deswegen, weil sie sich mit der eigenen Methode nicht operationalisieren lassen. So lehnt beispielsweise die Rational Choice Theorie die Vorstellung des *homo sociologicus* nicht deshalb ab, weil sie sie für unrealistisch hielte, sondern weil sich aus ihr keine »Gesetzesaussagen über die Selektion von Handlungsalternativen« ableiten lassen (Mayerl 2013: 155). Das Konzept des *homo oeconomicus* wird also nicht deshalb als soziologische Erklärung gewählt, weil es die soziale Realität am angemessensten darstellen würde, sondern weil es sich einfach methodisch operationalisieren

lässt. Umgekehrt bemisst sich der Wert einer Methode dann allein an den Möglichkeiten ihrer Operationalisierung. Das erklärt zugleich die weite Verbreitung unterkomplexer theoretischer Annahmen, die den methodischen Modellen zugrunde liegen. Diese genießen trotz bzw. gerade wegen ihrer konzeptuellen Unterkomplexität große Popularität. Der Grad der Wissenschaftlichkeit bemisst sich dann am Grad methodischer Komplexität.

Insofern ist das Primat der Methode nicht nur eine Frage der didaktischen Komplexität, sondern häufig auch eine der Politik. Sie ist eine Frage der Theorie- und Methodenpolitik (und, wie ich weiter unten ausführen werde, auch eine Frage der Realpolitik): Man errichtet methodische Komplexitätsburgen, deren Erschließung mit langwierigen akademischen Aufstiegsprozessen und Initiationsritualen verbunden sind (umfangreiche Einübungen, disziplinäre Kottaus, individuelle Aufopferungen etc.). Solche akademischen Distinktionsmechanismen stellen zugleich sicher, dass Quereinsteiger und Interessierte weitestgehend von der Disziplin ferngehalten werden. Es entscheidet dann nicht der spezifische soziale Gegenstand, nicht der empirische Zugang und auch nicht eine bestimmte Fragestellung über den Wert einer Untersuchung, sondern umgekehrt, welche Methode man einsetzt und was man mit dieser Methode alles beobachten kann.

Jenseits des Primats der Methode – und damit im Zusammenhang stehend – zeigt sich die Schlichtheit der soziologischen Analyse u.a. auch in ihrer Tendenz, das soziale Leben in den *traurigsten Farben* zu zeichnen oder, wie Émile Durkheim feststellte: zur Erklärung des Sozialen stets die niedrigsten Beweggründe heranzuziehen.³ Ich nenne das das *Primat der zynischsten Erklärung*. Dieses Primat offenbart sich vor allem in grundlegenden Theorieentscheidungen bzw. theoretischen Vorentscheidungen; Vorentscheidungen, die die gesamte Methoden- und Theoriegenese und -auswahl prägen. Es zeigt sich am deutlichsten in der Verhandlung soziologischer Gretchenfragen wie: Ist davon auszugehen, dass soziale Ordnung wahrscheinlich ist oder nicht? Handeln menschliche Akteure prinzipiell eher egoistisch oder altruistisch? Ist das menschliche Zusammenleben eher solidarisch oder antagonistisch? Begegnet man Fremden in der Regel eher als Freunde oder als Feinde? Als Antworten oder Vorannahmen auf solche soziologischen Gretchenfragen finden sich in der Soziologie mit großer Regelmäßigkeit die boshaftesten und niedrigsten Alternativen. Die Rational Choice Theorien, Spieltheorien und Theorien der Kollektivgüter haben es hier zu einer gewissen Prominenz gebracht, weil sie diesen Zynismus nicht einfach nur implizit annehmen oder hinterrücks einschleusen, sondern unverblümt zugestehen, dass ihre Methode darin besteht »zynische Erklärungen an ihre Grenzen zu treiben«

3 Siehe dazu näher das Kapitel 6.

(Hardin 1993: xv). Zur Illustration genügt ein kurzer Blick auf die sogenannten »sozialen Dilemmata« (Diekmann 2016). Ob es sich um das *Gefangenendilemma*, um das *Feiglingsspiel* (chicken game), das *Missing Hero Dilemma* oder den sogenannten *Geschlechterkampf* handelt, überall dienen die niedrigsten Verhaltensweisen der Menschen als Blaupause für die Erklärung menschlichen Verhaltens und der sozialen Beziehungen im Allgemeinen. So beschreibt das *Missing-Hero-Dilemma* Situationen ausbleibender bzw. unterlassener Hilfeleistung. Hier wird unterstellt, dass die Apathie oder Indifferenz gegenüber dem Leid der Anderen »normal« und damit theorie-systematisch weniger voraussetzungsvoll seien als Kooperation und Hilfeleistung. Im *Kampf der Geschlechter* wird unterstellt, dass Freundschafts-, Liebes- oder Solidarbeziehungen am besten als Kampf und Schlacht zu operationalisieren seien. Und das *Gefangenendilemma* behandelt alle sozialen Beziehungen unterschiedslos wie das Verhältnis von Gefängnisinsassen.⁴ Genau genommen sind die sozialen Beziehungen zwischen Verdächtigen und Vernehmenden jedoch so speziell, dass diese Form spieltheoretischer Operationalisierung eigentlich jede Generalisierung ausschließen müsste. Denn obwohl sich der Ansatz selbst den Begriff »Spieltheorie« (Game Theory) als Namen gegeben hat, haben soziale Beziehungen vom Typ des Gefangenendilemmas rein gar nichts mit dem Spielen von Spielen zu tun und sind auch für andere soziale Beziehungen nicht repräsentativ. Diese Bezeichnung ist Ausdruck eines zynischen Urteils, das die Lebenssituation von Gefangenen und Verdächtigen ohne jegliche Rechtfertigung auf das gesamte soziale Leben ausweitet.⁵

Ausnahmslos alle sozialen Beziehungen werden vereinheitlicht, sodass man die »Dynamik zwischen futtersuchenden Fischen und sich

4 Beim Gefangenendilemma handelt es sich um eine hypothetische Situation, die zugleich eine der weitverbreitetsten Untersuchungsmethoden in populären Kriminalfilmen darstellt. Zwei Verdächtige (von denen man paradoxerweise immer schon sicher weiß, dass sie wirklich Verbrecher sind, deren Geständnis aber zu diesem Nachweis nötig ist) werden getrennt voneinander befragt. Sie können sich also in ihren Aussagen nicht abstimmen. In dieser Situation geht die Spieltheorie verschiedene mögliche Formen impliziter Kooperation durch. Die beiden können alles abstreiten, in welchem Fall sie beide mit einer geringen Strafe bzw. sogar ganz ohne Strafe davonkommen. Gesteht einer, der andere aber nicht, kommt der Geständige in einer Art Kronzeugenregelung mit einer geringen Strafe davon, wohingegen der andere in dieser Situation mit der höchstmöglichen Strafe rechnen muss. Da nun beide keine Informationen über die Aussagen des jeweils anderen haben, aber immer damit rechnen müssen, dass der andere gesteht, sei die wahrscheinlichste, d.h. rationalste Entscheidung, das beide gestehen.

5 So wurde die britische Spielform *Golden Balls* häufig als ein Spiel vom Typ Gefangenendilemma bezeichnet, und zwar deswegen, weil der mögliche

scheidenden Ehepartnern« methodisch genauso behandeln kann wie vertrauliche Beziehungen in Familien oder Verhandlungssituationen zwischen politischen Regimen (Axelrod 1997: 5f. [meine Übersetzung]). Das kommentarlose Gleichsetzen aller dieser Phänomene und der Versuch, diese Theorie mit dem Argument zu immunisieren, es handele sich dabei ›lediglich‹ um Heuristiken und Modelle, ist dabei noch der höchste Ausdruck jenes Zynismus.

Jenseits des inhärenten Zynismus dieser soziologischen Ansätze wird nun ein weiterer politischer Aspekt deutlich, ein politischer Aspekt, der weit über die Theorie- und Methodenpolitik hinausreicht: Diese Ansätze sind nicht nur analytisch-objektive Beschreibungen der Welt, sondern Teil eines gouvernementalen Handlungszusammenhangs, Teil einer Regierungstechnik. Die Welt so zu beobachten, *als ob* die Menschen darin rational und egoistisch handeln, ist weder eine wertfreie Beschreibung noch ein heuristisches Modell, sondern immer auch die explizite und implizite *Aufforderung* rational und egoistisch zu handeln. Die Vorstellung von einer bestimmten individuellen Lebensführung wird von diesen Theorien nicht nur jedem nahegelegt, der sich von diesen konzeptionell überzeugen lässt, vielmehr sind diese Theorieansätze Teil einer gesellschaftspolitischen *Forderung* und *Förderung* marktförmigen Handelns aller Bürger (Bröckling 2017: 59). Und die Operationalisierung aller sozialen Beziehungen als Gefangenendilemmata nährt in allen den Verdacht, eher ein Gefängnisinsasse als ein Mitglied der Gesellschaft zu sein.

Jenseits des *Primats der Methode* und des *Primats der zynischsten Erklärung*, und deren politischen Implikationen, findet man in der soziologischen Selbstbeschreibung noch eine andere grundlegende Orientierung: das *aktivistische Bias*. Dessen Grundannahme besteht darin, dass das Soziale eine abhängige Variable und damit ein hervorzubringendes Phänomen ist. Das aktivistische Bias der Soziologie beruht auf der Überzeugung, dass das soziale Leben von (menschlichen) Aktivitäten abhängt: Handlungen, Interaktionen, Kommunikationen, Operationen, Entscheidungen etc. Für die Soziologie müssen soziale Beziehungen stets

Gewinn von dem gegenseitigen Vertrauen und der Kooperation der Spieler abhängt (Stewart/Plotkin 2012: 10134). Jenseits aller kalkulatorischen Präzision liegt es jedoch auf der Hand, dass man es in diesen beiden Fällen mit fundamental verschiedenen zugrundeliegenden sozialen Bedingungen zu tun hat: Aussicht auf längere Inhaftierung auf der einen Seite und auf hohen Geldgewinn auf der anderen. Diese Situationen sind so verschieden und so unterschiedlich affektiv gefärbt, dass sich ohne Zweifel auch deren Entscheidungsprozesse sehr unterscheiden werden. Bevor man also konkrete Behauptungen über die Entscheidungswahl von Teilnehmern, über deren Erwartungen und Erwartungserwartungen macht, müsste die sozialwissenschaftliche Forschung in diesem Fall u.a. zuerst die zugrundeliegenden affektiven Konstellationen der sozialen Situation analysieren.

aktiv *hergestellt* oder praktisch *hervorgebracht* (doing!) werden. Umgekehrt werden dabei nicht-aktive Phänomene ausgeschlossen oder auf geradezu neurotische Weise in aktive Praktiken übersetzt. Die Soziologie ist auch von aktivistischen Reinigungspraktiken angetrieben.

Und so geht ordnungstheoretisches Denken dann davon aus, dass soziale Ordnung herzustellen ist, und interaktionstheoretisches Denken geht davon aus, dass soziale Beziehungen der Initiative von Akteuren bedürfen. Selbst über Systeme wird uns mitgeteilt, sie könnten sich nicht nicht entscheiden (Luhmann 1987: 160): ohne Kommunikationsbemühungen keine Systeme (ebd. 491). Das aktivistische Bias der soziologischen Forschung zeigt sich also nicht allein in solchen Ansätzen, die die Aktivität schon im Namen tragen, wie z.B. die Handlungstheorien und die Interaktionstheorien. Es zeigt sich auch in solchen Theorien, die explizit anti-handlungstheoretisch angelegt sind, wie z.B. in systemtheoretischen Ansätzen. Stets werden auch hier soziale Beziehungen als aktive Beziehungen verstanden – als Kommunikationen, Operationen, Entscheidungen etc. – aber niemals als passive bzw. interpassive Beziehungen. Das Problem der doppelten Kontingenz illustriert den aktivistischen Bias solcher Ansätze sehr gut. Es ist auch deshalb ein sehr gutes Beispiel, weil es in handlungs-, interaktions- sowie kommunikationstheoretischen Ansätzen gleichermaßen als Erklärung von Sozialität zum Einsatz kommt. Das Problem der doppelten Kontingenz geht davon aus, dass 1.) kommunikative Beziehungen von den Initiativen der Kommunikationsteilnehmer abhängen und 2.) dass es prinzipiell unwahrscheinlich ist, dass es zur Herausbildung kommunikativer Beziehungen kommt. Es handelt sich dabei um die soziologische Version der metaphysischen Verwunderung darüber, dass etwas (eine Ordnung) ist und nicht vielmehr nichts. Es handelt sich um das Primat des Nichts bzw. um das Primat der Abwesenheit sozialer Ordnung. Warum gibt es soziale Ordnung und nicht vielmehr Unordnung? Warum gibt es soziale Beziehungen und nicht vielmehr keine?

Mit Henri Bergson kann man solche Fragen, wie die nach der *Möglichkeit sozialer Beziehungen*, als wissenschaftliche Diskussionen vom Typ Scheinproblem identifizieren: Von der Abwesenheit sozialer Beziehungen auszugehen, ist viel erklärungsbedürftiger und voraussetzungsreicher als umgekehrt. Was zu erklären ist, ist nicht die Existenz einer sozialen Ordnung oder Beziehung, sondern deren Form und Inhalt. Die methodische Fokussierung auf das Ordnungsproblem ist genau genommen nicht nur ein Scheinproblem, sondern beruht darüber hinaus auf einem Werturteil. Es ist ein Scheinproblem, weil es nur eine Vielfalt sozialer Ordnungen gibt; es ist ein Werturteil, weil eine *andere* Ordnung als soziale Unordnung, Chaos, Anarchie bezeichnet wird. So hat Hobbes das Ordnungsproblem ursprünglich mit dem realpolitischen Anspruch formuliert, die bürgerkriegsartigen Zustände in England zu beenden.

Hobbes markiert also sein Werturteil: Friedliche Zustände sind Bürgerkriegen zu bevorzugen. Diese Normativität wird in der Soziologie jedoch häufig invisibilisiert. Statt deutlich zu machen, welche Ordnung man welcher anderen Ordnung vorzieht, wird die andere Ordnung als Abwesenheit von Ordnung markiert. Gerade mit dem Anspruch des Verzichts auf Normativität (wie z.B. in der Systemtheorie) wird das Werturteil über die andere Ordnung als eine Blindheit gegenüber der Systemumwelt zum Verschwinden gebracht. Die Markierung als soziale Unordnung, Chaos, bzw. Abwesenheit von Ordnung führt dazu, dass diese Sphäre von der soziologischen Analyse ausgeschlossen wird: nur eine Seite der Ordnung kommt ins soziologische Blickfeld und alles andere wird als ›Umwelt‹ analytisch unbeobachtbar gehalten. Wie ich im 4. Kapitel eingehender zeigen werde, inszenieren die Obsessionen mit der eigenen Ordnung vor dem Hintergrund eines drohenden Systemzusammenbruchs das Gespenst der Ordnungs- und Beziehungslosigkeit.

Ein weiterer Reduktionismus, auf den ich in diesen einleitenden Bemerkungen abschließend hinweisen möchte, ist zugleich der offensichtlichste. Wer Wortspiele mag, würde es vielleicht *das Primat menschlicher Primaten* nennen. Es geht dabei um den in den letzten Jahrzehnten bereits häufiger kritisierten Anthropozentrismus der Soziologie. Gemeint ist damit, dass in dieser Disziplin lange nur Beziehungen zwischen Menschen, also intersubjektive Beziehungen, als legitime Untersuchungssphänomene galten (McFarlane 2013). Der Anthropozentrismus zeigt sich bei den Klassikern der Soziologie, so etwa exemplarisch bei Talcott Parsons, wenn er physische Objekte von sozialen Interaktionsbeziehungen ausschließt: sie sind für Parsons »Nicht-Akteure« (Parsons 1968: 436f.). Hier findet sich eine anthropologisch-aktivistische Dublette, in der nur Akteure und Handeln für die Soziologie relevant sind und nur Menschen Akteure sein können. Auch in diesem Zusammenhang hat man bereits die Verwunderung geäußert, warum die Soziologie eine solche anthropozentrische Schlagseite aufweist. Ausgerechnet diese junge Wissenschaft, die gleichzeitig mit dem Auftauchen großstädtischer Räume entsteht, also zugleich mit dem Auftauchen einer »bisher nie dagewesene[n] Ansammlung hergestellter Artefakte« (Eßbach 2011: 58), hat kein Instrumentarium entwickelt, um die Beziehung zu solchen Artefakten (und Pflanzen, Tieren und anderen Dingen) analysieren zu können. Demgegenüber ist es erst Jahrzehnte später zur Entwicklung einer solchen Soziologie gekommen, einer Soziologie, die in der Lage ist, soziale Beziehungen zu Nicht-Menschen (Tieren, Dingen, Artefakten etc.) konzeptionell zu berücksichtigen. Die Kosten für diese nachholende Theorieentwicklung bestehen darin, diese Berücksichtigung mit einem *postsozialen turn* ankündigen (Gabriel/Jacobs 2008) und genuin soziale Beziehungen nun paradoxerweise als *postsoziale Beziehungen* bezeichnen zu müssen (Knorr Cetina 2007, Lash 2018). Dagegen werde ich in der vorliegenden

Arbeit – der Tradition des Ursoziologen Gabriel Tarde folgend – auch solche ›post-sozialen‹ Beziehungen zu nicht-menschlichen Akteuren und Passeuren ganz selbstverständlich als *soziale* Beziehungen verstehen und bezeichnen.⁶ Dies wird anhand zweier möglichst verschiedenartiger Fallbeispiele erfolgen: an dem, was ich solidarische Beziehungen in heterologischen Gesellschaften nenne, und an symbiotischen Beziehungen in soziotechnischen Gefügen. Beide widmen sich ganz verschiedenen Phänomenen, angefangen vom sozialen Leben in heterologischen Gesellschaften (die auch soziale Beziehungen zu Tieren und Pflanzen beinhalten) bis zu Sozialbeziehungen im algorithmischen Börsenhandel, in denen sich auch soziale Beziehungen zu soziotechnischen und artifiziellen Artefakten finden. Während es mir am Beispiel von Tier-Mensch-Gemeinschaften (im 12. Kapitel) um die Frage geht, wie man soziale Beziehungen konzeptualisieren kann, die sich nicht primär als symbolische und semantische Beziehungen konstituieren, geht es mir bei der Analyse soziotechnischer Ensembles (im 13. Kapitel) um die Frage, welche Formen inner-organisatorischer Kohärenz zwischen Mensch und Maschine bei dem Einsatz hochautomatisierter Technologien beobachtbar sind. Welche sozialen Beziehungen lassen sich in sogenannten ›postsozialen‹ Beziehungen beobachten und wie kann man sie soziologisch erklären?

6 Man sieht, wie eine solche Konzeptualisierung sozialer Beziehung Anschlusspotentiale an die aktuellen Forschungen des Neo-Materialismus (Bennett 2010, Coole/Frost 2010), Post-Humanismus (Wolfe 2003, Haraway 2003) und Artificial Life anbietet (Langton 1995). Die sozialen Beziehungen beziehen sich nicht allein auf die menschliche Existenz, sondern auf heterogene Elemente innerhalb eines kollektiven Gefüges. Dabei ist es unerheblich, ob diese Elemente anthropologischer, organischer, anorganischer oder artifizierlicher Natur sind.